



Beilage zum „Rheingauer Beobachter“

Nachweisbar größte Abonnentenzahl in der Stadt Eltville.

Verlag von Alwin Voeges Buchdruckerei, Eltville a. Rh.

Wilde Wasser.

Novelle von Gertrud Krampe.

Ueber die Dächer von Elsterbrück jagte die Windsbraut.

Sie war gerade kein seltener Gast in der alten Hasenstadt, aber solch tolle Sprünge und Wirbeltänze, solch böswillige Streiche, wie sie heute in den nachdunklen Straßen vollführte, hatte sie doch lange nicht verübt. Ihre glänzenden Hände ließen auch nichts unangestastet. Was locker und morsch mußte hinab, wurde zerstört und vernichtet. Sehnsucht und altersschwach aber war schon so manches im Laufe der Zeiten in Elsterbrück geworden. Namentlich in der Altstadt drünten am Wasser. Und dort wütete die Unholdin denn auch am schlimmsten.

Doktor Windolf hielt es geradezu für ein Wunder, als er sich durch die Enge und Dunkelheit der Gassen und Gäßchen glücklich und ungefährdet hindurchgewunden hatte. Zum zweitenmal nun schon in dieser Sturmnacht. Das war immerhin keine Kleinigkeit für einen Mann, der so von früh bis spät in Anspruch genommen wurde, wie er, und kostete ihm auch anfangs ein gut Teil Ueberwindung. Wäre es nicht die Wirtin vom „Goldenen Anker“ gewesen, die ihn hatte rufen lassen, er hätte sich am Ende auch wirklich vor dem Voten verleugnet. Die Ankerwirtin aber kannte er als verständige Frau. Die hätte ihn sicherlich nicht in den Graus hinausgeholt, wenn nicht in der Tat ein Menschenleben in Gefahr schwebte.

Aus dem Bericht des Boten war ja freilich nicht viel zu entnehmen gewesen. Nur, daß es sich um einen Gast des „Goldenen Anker“, eine fremde Dame, handele, mußte er bis jetzt. Das genügte, oder mußte ihm doch vorderhand genügen, bis er an Ort und Stelle das Weitere erfuhr. — Dort hinten, das schwankende, bläuliche Licht, das bald aufflammte, bald wieder erlosch, bezeichnete ja nun endlich sein Ziel. Es war

die Laterne vor dem Eingang zum „Goldenen Anker“.

Sonderbar war es ja eigentlich, daß eine Fremde, eine Dame, in dieser unwirklichen Jahreszeit Elsterbrück aufsuchte und noch dazu hier unten, am Bollwerk, so fern dem Bahnhof und der Innenstadt, abstieg.

Der Hafen bot ja doch nichts Interessantes mehr. Er lag verödet schon seit Kriegsbeginn. Es gab keine fröhlichen Regatten, keine Mondscheinfahrten mehr im Sommer, keine Eisfeste im Winter. Aber auch sonst war seine Vaterstadt ungastlich geworden. Kein Wunder also, wenn Fremde eine Seltenheit wurden.

Ihm persönlich dünkte das ja weiter nicht bedauerlich. Er liebte den modernen Jahrmarktstrubel nicht. Wer die Natur liebte, so wie er, was sollte der auch unter Menschen, die sie nur als wirkungslosen Hintergrund für ihr Vergnügen und ihre Unterhaltung betrachteten? Da fühlte er sich stets vereinsamt. Viel einsamer, als wenn er mutterseelenallein durch die Dünen wanderte, oder in irgend einem Waldversteck ein paar Stunden still verträumte. — Die Natur hatte ihm eben immer etwas zu sagen und, was sie sagte, war stets schön und wertvoll, die Menschen dagegen — ja, es klappte da wohl ein Zwiespalt in seinem Wesen. Auf der einen Seite, bis zur Selbstaufopferung bereit, seinem Mitmenschen ein Helfer zu sein, konnte ihm andererseits die ganze Menschheit so zum Ueberdruß werden, daß er außerberuflich jede nähere Berührung mit ihr mied. Diese Eigenheit hatte ihm im Leben schon manchen Tadel und Vorwurf und auch Spott eingetragen. Paul Windolf dachte dabei an die Worte, die einmal ein loser hübscher Mädchenmund schmeichelnd zu ihm gesagt.

„Man muß erst krank sein und mit dem Tode ringen, ehe man Ihr Interesse erweckt, Doktor Windolf...“

Damals hatte er über die hübsche kleine Weisheit gelacht. Ob sie nicht doch am Ende das Richtige getroffen? Schade übrigens um das frische, reizende Mädchen! Was wohl aus Kläre Ginters geworden sein mochte? Eine große Künstlerin, wie sie einst erträumt? Schwerlich. Dann hätte er ja doch wohl ihren Namen nennen hören

müssen. Auch würde sich ihre Familie mit ihrer damaligen Flucht längst ausgesöhnt haben in diesem Fall. Das war aber nicht geschehen.

Wenn man in Elsterbrück von Apotheker Ginters Töchtern sprach, dann meinte man immer nur die beiden ältesten. Die jüngste schwieg man tot, wie es der Vater und die Schwestern, seit jenem Fluchttag getan. Im Anfang hatte es wohl der eine, oder andere, noch versucht, über Kläre Ginters Verbleib etwas zu erfahren, aber an dem eisigen Schweigen des alten Herrn, dem steifen Achselzucken der Schwestern war die Neugier, auch die dreiste Wirkung los abgeprallt. So gab man „Apothekers Jüngsten“, zum Verurteilten schnell bereit, den Namen einer „Verlorenen“ und — vergaß sie. — Wollte er etwa jetzt jemand einen Vorwurf machen? fragte sich Paul Windolf. Auch er hatte ja bis zur Stunde nicht mehr an Kläre Ginters gedacht. Aber nun freilich, nun er sich ihrer einmal erinnert, gerade jetzt im Kampf mit dem Sturm, mußte er ihrer, sogar sehr lebhaft, gedenken.

Kläre Ginters liebte ja die Sturmnächte. Das hatte sie ihm einmal gesagt, als sie von einer gemeinsamen Segelfahrt, auf wildbewegter See, spät heimgelehrt.

„Und wenn ich sterben müßte, sollt' es in einer Sturmnacht sein. Die wilden Wasser müßt' ich rauschen hören vor'm Fenster und eine Geige dazu schluchzen und singen zu meinen Füßen...“

Und dann hatte sie selbst laut herausgelacht über das phantastische Bild.

„Halten Sie mich nur gar nicht für lebensmüde! Ich will ja erst leben, Doktor, leben! Die wilden Wasser des Lebens erproben, ob sie mich nicht tragen zu Ruhm und Glück...“

Ueber diese „törichtesten Mädchenträume“ hatte er, der gereifte Mann, heimlich gelächelt. Er kannte die stillen, ruhigen Bahnen, in denen Kläre Ginters Leben daheim hinsaß. Er kannte ihren wortkargen, pflichttreuen Vater, der die Seinen mit einem Blick seiner kalten, grauen Augen zu lenken verstand. Er kannte auch die Schwestern beide — freundliche, verständige, aber unfähig nüchterne Mädchen, die dem Aufschwung einer begeisterungsfähigen, leidenschaftlichen

schafflichen Seele sicher nicht folgen konnten. Auch nicht wollten und eifersüchtig darüber wachten, daß ihre Jüngste ja nicht andere Wege ging, wie sie selbst gegangen. In deren Obhut war die junge Rebellen sicher bewahrt vor Lorheiten — so glaubte er. — Ein halbes Jahr später, die ersten Herbstnebel webten über dem Hafen, wurde er eines anderen belehrt. Kläre Günters hatte heimlich ihr Vaterhaus verlassen. — Den Schwestern mochte sie aber doch wohl ihren Aufenthaltsort hinterlassen haben, denn die ältere reiste bald darauf für kurze Zeit fort, kam aber so ernst und schweigsam wieder, wie sie weggefahren.

Nur einmal hatte Sabine Günters, ihm gegenüber, ihr Schweigen gebrochen. Das geschah, als in Elsterbrück plötzlich das Gerücht auftauchte, Kläre Günters sei nicht allein, sondern mit dem Dirigenten der Kapelle, die den Sommer über im Kasinogarten konzertierte hatte, einem bildschönen jungen Italiener davongegangen. Sabine Günters war so erregt, ja, empört gewesen, wie er das dem stillen Wesen garnicht zutraute. Unter Tränen hatte sie ihm versichert:

„Ich gebe Ihnen mein Wort, Herr Doktor, es ist keine Liebe im Spiel. Kläres Entschluß mag von einem Gewissenlosen wohl beeinflusst worden sein, oder auch nur bestärkt, ihr Herz hat aber nicht mitgesprochen dabei.“

Auch ohne Sabines Beteuerung hätte er dem Gerüchte keinen Glauben geschenkt. Romantisch veranlagt war die hübsche Kläre wohl gewesen, aber wirklich leichtsinnig — nein, dessen hatte er sie nicht für fähig gehalten. Aus dieser Überzeugung heraus, war er damals auch stets für sie eingetreten. Allerdings nur mit dem Erfolg, daß er sich nun selbst in den Verdacht einer Neigung für Kläre Günters gebracht.

Es war Paul Windolf lieb, daß er den Gasthof gerade in diesem Augenblick erreicht hatte. Er wäre sonst imstande gewesen, sich über das „dürftige Geschwätz“, das, so lächerlich, wie absurd war, nach soviel Jahren noch, von neuem regelrecht zu ärgern und sich in eine Stimmung gegen seine Mitmenschen zu bringen, die seine Freunde als „Gewitterstimmung“ bezeichneten. So aber fanden seine Gedanken rasch Ablenkung.

Auf sein Klingelzeichen öffnete ihm die Wirtin vom „Goldenen Anker“ selbst die Haustür. Frau Barbara Mendel mochte eine Sechzigerin sein, war aber trotzdem noch immer eine sehr ansehnliche Erscheinung. Der Ausdruck ihres frischen, breiten Matronengesichts, besonders der guten, menschenfreundlichen Augen, nahm gleich für sie ein. Aber auch die Art, wie sie den Doktor willkommen hieß und ihm die Hand schüttelte, hatte viel Gewinnendes.

„Gott sei Dank, daß Sie wohlbehalten heimgekommen sind, Herr Doktor. Ich machte mir wirklich schon Sorge deswegen.“

„Seh' ich etwa so aus, als ob der Sturmwind mich umblasen könnte?“ scherzte Windolf und reichte humorvoll die breiten Schultern. „Aber Sie haben schon recht, liebe Frau Mendel. Ich stimme in Ihr Gott sei Dank aufrichtig mit ein. Es ist schauderhaft draußen. Danach darf unsreiner aber nicht fragen, nicht wahr?“

„Ein Mann wie Sie tut's wenigstens

nicht, Herr Doktor. Ich kenne aber auch andere.“

„Nun, ich denke, die bereuen's jetzt auch noch — da draußen, Frau Mendel,“ vertröstete der Doktor und fragte dann ablenkend nach der Kranken.

Die Wirtin öffnete jedoch zunächst die Tür, vor der sie standen.

„Wollen Sie sich nicht hier erst, wenigstens einen Augenblick, erholen, Herr Doktor? Die Kranke ist vor kurzem ruhiger geworden. Erst stöhnte und jammerte sie ja zum Erbarmen und versiel auch so sichtlich, daß mir bange wurde und ich zu Ihnen schickte. Es muß wohl ein Krampf, irgend welcher Art, gewesen sein. Jetzt liegt sie ganz still. Also treten Sie nur getrost ein, Herr Doktor,“ ermunterte sie freundlich noch einmal.

Licht und Wärme strömten Doktor Windolf so wohlthuend entgegen, daß er sich dann auch nicht länger sträubte.

Er kannte dies Zimmer ja. Es weckte die Erinnerung an manche harmlos-fröhliche Stunde in ihm. In vergangenen Friedenszeiten hatten sich hier die „Ausgewählten“ von Elsterbrück, allwöchentlich einmal, zu einem „soliden Abendschoppen“, um den runden Tisch dort versammelt. Das letzte Mal am Vorabend des Kriegsausbruches. Auch er war dabei gewesen. Er entsann sich der erregten Sitzung noch genau. Von den sieben Männern, die damals dort mit ihm zusammengesseßen und, in heller Begeisterung, dem bedrohten Vaterlande Treue gelobt „mit Herz und Hand“, von denen waren drei nun schon den Heldentod gestorben und zwei, die jüngsten und fröhlichsten, hinkten als flache Krüppel durchs Leben. Ach, diese Erinnerungen von früher lösten jetzt nur Wehmut aus. —

Paul Windolfs Blicke rissen sich gewaltsam von der gemütlichen Stammtischede los und glitten tiefer ins Zimmer hinein. Und da stutzte er. Sieh, das sah ja aus, als ob es noch heitere Geselligkeit in dieser ersten Zeit gab!

Die geleerten Weinflaschen, da auf dem weißgedeckten Tisch am Ofen, die Schüsseln und Teller mit allerhand Speiseresten darauf, die gefüllten Aschschalen vor den Plätzen und ein paar halbverwelte Blumen in einem Glas schienen wenigstens darauf zu deuten. Ein häßlicher Zigarrenduft, vermischt mit anderen Wohlgerüchen, hing zudem noch deutlich wahrnehmbar in der Luft.

Die Wirtin war, an ihm vorüber, nach dem Tisch gegangen und räumte, ein wenig hastig, wie es dem Doktor schien, die Gläser zusammen.

„Man hat so wenig Leute jetzt,“ entschuldigte sie. „Und es lehren ja auch so selten mal Gäste ein. — Die hier gespeist, sind die Künstler, die morgen im Kasinosaal den „Bunten Abend“ veranstalten. — Herr Doktor werden ja wohl in der Zeitung davon gelesen haben?“ —

„Ja, richtig, das habe ich gelesen! — Dann gehört wohl auch die erkrankte Dame zu diesen Künstlern, Frau Mendel?“

„Ja, Herr Doktor.“

„So, so . . . Dann ist das ja weiter nicht wunderbar. Ich konnte mir nämlich nicht gut vorstellen, was eine Fremde hier jetzt zu suchen haben sollte.“

Frau Barbara Mendel nahm das Glas mit den welken Blumen und stellte es ge-

dankeless auf den nächsten Tisch. Sie lächelte selbst dabei.

„Eine Fremde?“ wiederholte sie gedehnt. „Nein — fremd ist die Dame hier just nicht.“

„Nicht? — Ja, wie heißt sie denn?“

„Sie nennt sich Maria Botelli.“

Der Name schien Paul Windolf nichts zu sagen. Er zuckte die Achseln.

„Mir unbekannt, Frau Mendel.“

Aber die Wirtin lächelte noch immer.

„Herr Doktor kennen sie doch,“ beharrte sie. „Oder wissen Sie den Namen des jungen Konzertmeisters nicht mehr, der vor sechs Jahren im Kasinogarten ganz Elsterbrück und, vornehmlich die Damenwelt, durch seine Kunst anlockte? Befinnen Sie sich nur! Sie selbst haben ihn einmal, hier am Stammtisch, den „Rattenfänger“ genannt. Apotheker Günters lachte damals am lautesten darüber. Und gerade er hätte den wichtigsten Grund dazu gehabt.“

Doktor Windolf fuhr sich mehrmals erregt über den kurzgeschorenen Kopf.

„Botelli? . . . Der Italiener — der — aber Sie wollen doch nicht sagen, daß — Kläre Günters die Dame oben ist? . . .“

„Es ist Kläre Günters, Herr Doktor. — Sie werden sie zwar sehr verändert finden! Sehr. Und nicht nur äußerlich. Sie muß viel erlebt und — vielleicht noch mehr — gelitten haben, die Ärmste. Es schmerzt mich, wenn ich sie nur ansehe.“ — Doktor Windolf hatte mit nachdenklich gefalteter Stirn zugehört und an dem Spiel seiner markanten Züge konnte man seine Bewegung erkennen. Er wußte sich auch noch garnicht so recht hineinzufinden in das, was er da soeben vernommen. Wahr also — wirklich wahr sollte das Gerücht damals gewesen sein? Irgendwie tat ihm der Gedanke weh. Ihm war, als wenn ihm jemand ein schönes, klares Bild mit häßlichen Rissen und Flecken zurückgegeben hätte. Und mit Born und Bedauern zugleich sah er nun darauf . . .

„Hat sich Fräulein Günters Ihnen denn zu erkennen gegeben, Frau Mendel?“ fragte er plötzlich, und es klang der Zweifel hindurch, der wieder in ihm aufgestiegen.

Die Wirtin wiegte verneinend den Kopf.

„Dazu war sie bis jetzt noch garnicht fähig,“ meinte sie. „Sie kam ja schon krank mit den anderen hier an und mußte sich bald aus ihrer Gesellschaft zurückziehen. Ich richtete nur schnell eine der Fremdenstuben für sie her und half ihr beim Auskleiden. Gesprochen hat sie nicht dabei und sank auch gleich in die Kissen in halber Ohnmacht. Ist ja auch so zart nur noch, das arme Wurm, wie aus Mondscheinfäden zusammengewebt!“ sehte sie mitleidig hinzu.

Die letzten Worte schienen in Paul Windolf das Arztgewissen neu zu wecken. Er ging schnell zum Kleiderständer und nahm seinen Hut vom Angel.

„Wollen Sie mich, bitte, nach oben führen, liebe Frau Mendel,“ bat er dann. „Ich möchte die Kranke nun sehen.“ —

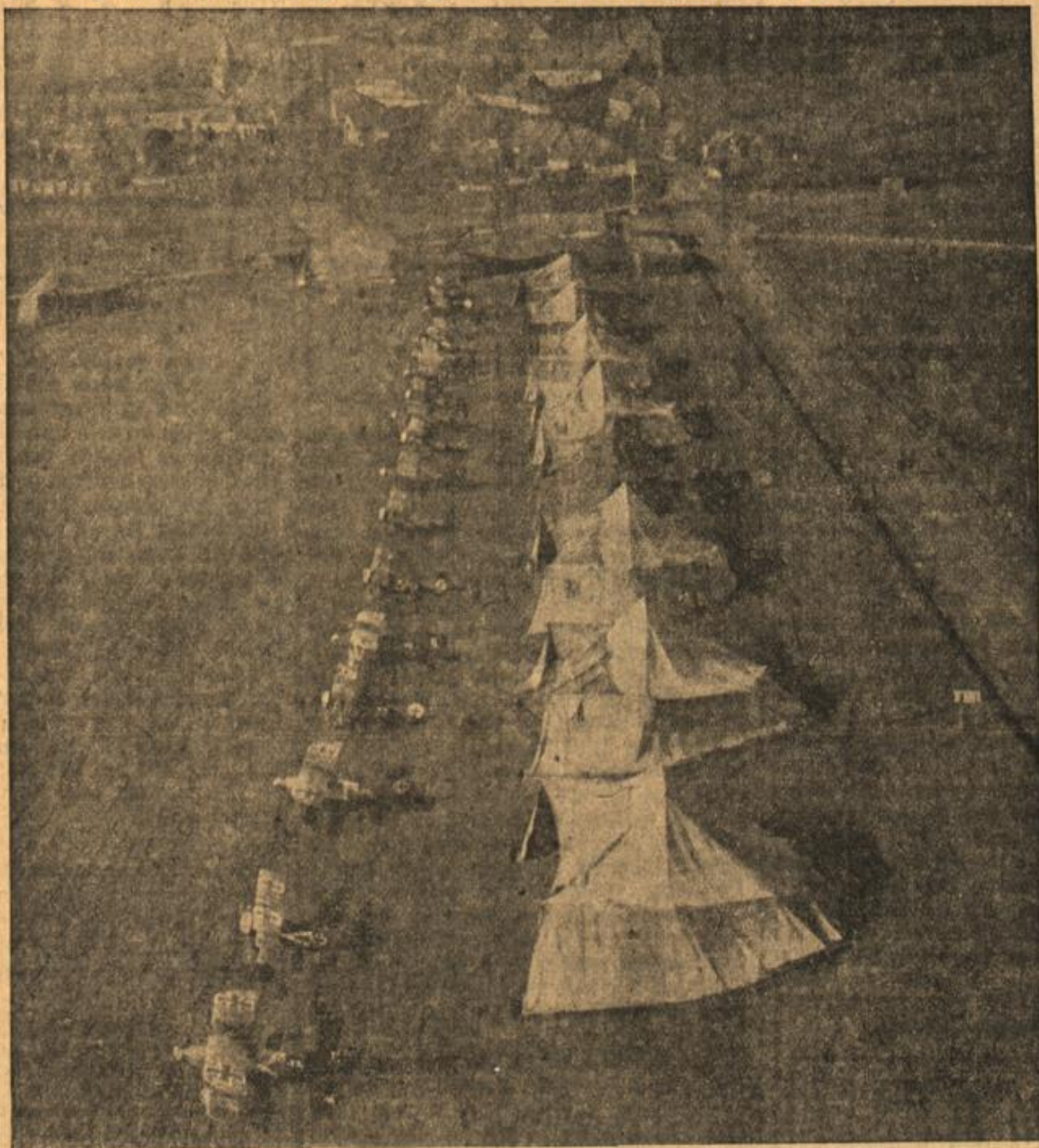
Und viel zu langsam für seine Ungeduld stieg die Wirtin nun vor ihm her, die Treppe zum ersten Stockwerk hinauf. Als sich die Tür des Gastzimmers vor ihm geöffnet und hinter ihm wieder geschlossen hatte, blieb er, den Blick forschend auf die Ruhende gerichtet, abwartend im Hintergrund stehen und ließ seine Begleiterin allein an das Bett der Kranken treten. (Fort folgt.)

Unsere flieger im Westen.

Die Arbeit unserer Flieger in diesem Kriege wird einst in der Geschichte eine besondere Rolle spielen. Wer erinnert sich nicht an die stolzen Behauptungen unserer Feinde, daß sie mit Hilfe der Luftwaffe

füllte. Zwar griffen hin und wieder feindliche Geschwader offene deutsche Städte an, aber sie kamen niemals weit ins Innere und gar militärischen Objekten größeren Schaden zuzufügen, blieb ihnen versagt. Dagegen fuhrn deutsche Luftschiffe nach England, warfen deutsche Flugzeuge auf besetzte Städte in England und Frankreich Bomben ab, bombardierten deutsche Flieger mehrmals mit durchschlagendem Erfolg Paris. Auch auf diesem Gebiet war Deutschland, den Anstrengungen einer ganzen Welt zum Troß, sehr

Begriff ist, der erst Leben und Inhalt durch den Geist erhält, der sie beseelt. Und welcher Geist in unserm Fliegerkreis an der Westfront — sie kommt ja hauptsächlich in Frage — lebt, das zeigen die Namen Immelmann, Böcke, Buddede und Richtofen und viele viele andere. Unsere Kämpfer sind schnell Meister der neuen Waffe geworden und die Verluste unserer Feinde beweisen, wie fürchtbar deutscher Angriffsggeist sich auch in der Luft erweist. Die Aufgabe der Flieger sind mannigfachster Art. Das zeigen schon die Benennungen: Er-



Bei einem deutschen Jagdgeschwader an der Westfront.
Bild auf den Flughafen mit Zelten und den herabereiten Flugzeugen (von einem Flugzeug aus geringer Höhe aufgenommen).

den Frieden erzwingen werden? Wer erinnert sich nicht an das Triumphgeschrei der Franzosen, wenn einem ihrer Flieger einmal vor dem Kriege eine Meisterfahrt gelungen war? Und während dort jeder einzelne Fortschritt in die Welt posaunt wurde und die Nationsseitigkeit billige Erfolge hatte, wurde in Deutschland in aller Stille gearbeitet — praktisch und wissenschaftlich, wie es nun einmal deutsche Art ist. Als dann der Krieg ausbrach, war die ganze Welt erstaunt, daß so gar nichts von der französischen Voraussage sich er-

bald nicht nur den feindlichen Leistungen gleichwertig, sondern bei weitem überlegen. Freilich gab es eine Zeit an der Westfront, wo unsere Flieger den feindlichen nicht überlegen waren. Aber diese Spanne Zeit war doch nur von kurzer Dauer und seither war von feindlicher Ueberlegenheit nichts mehr zu spüren. Ohne Zweifel haben Engländer und Franzosen, namhaft verstärkt durch die Amerikaner wohl die größere Zahl der Flieger, aber wie so oft in diesem Kriege, hat sich auch hier gezeigt, daß die Zahl ein bloßer

hundungs-, Kampf-, Bomben-, Infanterie-, Artillerieflieger. Unser Bild zeigt eine Flugzeugstaffel abfahrtsbereit auf französischer Erde. Dem Beschauer tut sich da eine ganz neue Welt auf. In friedlicher Ruhe stehen da die Miesenvögel bei einander. Auf einen Befehl aber schwingt sich die ganze Staffel in die Lüfte, um Vernichtung in die Reihen der Feinde, in feindliche Festungswerke zu tragen. Das deutsche Kampfflugzeug von heute ist ein Meisterwerk moderner Kriegstechnik, das seine Entstehung dem Kriege verdankt.

Verantwortlicher Schriftleiter A. Hring, Berlin.
 Druck: Hring & Zahrendorf 6. m. S. O., Berlin SO. 18